

Klemens Brentano als vaterländischer Dichter.

Unsere Handbücher für Literaturgeschichte wissen zwar von dem geistvollen Märchendichter Klemens Brentano manches zu berichten, aber als vaterländischer Sänger ist der phantasiereichste der Romantiker kaum bekannt. Gewiß wäre es verfehlt, ihn unter die patriotischen Dichter im engeren Sinne einreihen zu wollen. Der untriegerische, nur seiner Kunst und seinen poetischen Eingebungen lebende Sohn der freien Reichsstadt Frankfurt war aus ganz anderem Stoffe gebildet als etwa ein Ernst Moritz Arndt, ein Max v. Schenkendorf oder vollends ein Theodor Körner. Zu einem tatkräftigen, opferfreudigen Patrioten fehlte ihm, wenigstens bis in sein volles Mannesalter, viel, sehr viel. Die Jugendarbeiten des Frankfurter Dichters mit dem italienischen Namen und dem südländischen Temperament weisen kaum einige Spuren von besonderer Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Eigenart auf, geschweige denn von einer Vaterlandsliebe im politischen Sinne. „Godwi“, „Ponce de Leon“, „Die lustigen Musikanten“, die „Spanischen Novellen“, auch die meisten der kleineren Poesien aus der Frühzeit Brentanos könnten nach ihrem Ideengehalt, ihren Motiven und ihrer ganzen Grundstimmung einen Italiener oder Spanier zum Verfasser haben. Abgesehen von einigen wundervollen Landschaftsbildungen und manchen bezaubernden volksliederartigen Gesängen im „Godwi“, die den Bewohner der Rhein- und Maingegenden verraten, kommt nirgends das heimatlliche Moment zu bestimmter Geltung. Die Briefe aus dieser Zeit offenbaren zwar ein herzliches Verständnis für manche Seiten des deutschen Volkscharakters: für Biederkeit, Treue und zum meist und zuerst für den sonnigen rheinischen Frohsinn, doch von einer Begeisterung für ein großes geeinigtes Vaterland, für den gemeinsamen Kampf gegen fremde Unterdrückung, für politische Unabhängigkeit vom Ausland ist da wenig oder nichts zu spüren.

Das erklärt sich durch die Zeitlage und die besondern örtlichen Verhältnisse, unter denen der am 8. September 1778 geborene Dichter aufwuchs.

Frankfurt war damals nicht gerade der Boden, auf dem ein lebenskräftiger deutscher Patriotismus hätte besonders gut gedeihen können. Seit der dreijährigen Besetzung der Stadt durch die Franzosen während des Siebenjährigen Krieges (1759—1762), die beim kleinen Goethe die Grundlage zu einer unausrottbaren Vorliebe für französische Bildung legte, stand die alte deutsche Kaiserstadt dauernd im Zauberbann der „großen Nation“ jenseits des Rheins. Die Ideen der französischen Revolution hatten gerade am Main vielfachen Anklang gefunden. Preußen gegenüber hegte man eher Abneigung als Sympathie. Die schon längst gelockerten Beziehungen zu Oesterreich waren seit der feierlichen Kaiserkrönung

Josephs II. keine innigeren geworden und wurden später durch die napoleonische Gründung des Großherzogtums Frankfurt (1810, unter Dalberg) vollends gelöst.

Dennoch entspricht es nicht den Tatsachen, wenn man Brentano eine besondere Hinneigung zu Frankreich oder auch nur zu franzosenfreundlichen Strömungen in unserer Literatur zuschreibt. Dieser Vorwurf mag auf seine berühmte Großmutter Sophie v. la Roche, die Freundin Wielands, zutreffen, auf ihren Enkel findet er keine Anwendung. Klemens zeigt vielmehr ganz im Gegensatz zu Goethe eher einen Widerwillen oder doch eine kühle Zurückhaltung gegenüber solchen Bestrebungen in Wort und Schrift. Ganz ausnahmsweise finden wir in seinen Werken die Anzeichen einer eingehenden Beschäftigung mit französischen Geisteserzeugnissen. Unter seinen vielen reizenden Märchen, deren Vorlagen wir heute durchweg nachweisen können, läßt sich nur eines (das Märchen vom Murmeltier) namhaft machen, das unter französischem Einfluß entstanden ist. Die Spanier und die Italiener sind dagegen seine Lieblinge, von ihnen fühlt er sich angeregt, in ihren Werken findet er, was seiner eigenen Geistesrichtung entspricht. Doch auch hier sieht Brentano womöglich von der Nationalität ab. Es ist lediglich die phantasievolle und freiheitliche Art ihres Lebens und Dichtens, die ihn anzieht; denn bei ihm behält der sorglose, jeglichem Zwang und allen außerkünstlerischen Grundsätzen abholde Romantiker während seiner ganzen ersten Lebensperiode unbestritten die Oberhand. Es kam hinzu, daß der damalige scheinbar trostlose Zustand des deutschen Vaterlandes nicht danach angetan war, einen feurigen Jüngling, in dessen Adern italienisches Blut kreiste, zu hoher patriotischer Begeisterung zu entflammen. So bleibt es nur allzu verständlich, daß der junge Brentano unvergleichlich rascher und sicherer im mondbeglänzten Traumland der Phantasie als in der, wie ihm schien, öden Sandwüste der damaligen Politik sich heimisch fand.

War es so zum Teil dem Einfluß der Romantik zuzuschreiben, wenn ihr Jünger Klemens gegen militärischen Zwang, gegen stramme Zucht und Ordnung, auch gegen eine politisch-patriotische Betätigung eine instinktive Abneigung empfand, so weckte dieselbe Romantik doch auch jene wachsende Vorliebe für die vaterländischen Ideale, welche später dem Dichter die duftigsten Blüten edelster patriotischer Poesie ermöglichte. Am meisten hat die innige Freundschaft mit dem jungen norddeutschen Edelmann Achim v. Arnim zu diesem glücklichen Wandel beigetragen, der bei Brentano erst mit der Arbeit an „Des Knaben Wunderhorn“ allmählich einsetzte.

Reinhold Steig urteilt in dem ersten Band seines umfangreichen Quellenwerkes „Achim von Arnim und die ihm nahe standen“¹ über die vaterländische Gesinnung der beiden Herausgeber des „Wunderhorns“ folgendermaßen: „Arnim, der Napoleon als Vertreter der Revolution haßte, gehörte zu denen, die schon im Jahre 1805 die Teilnahme Preußens am Kriege forderten. Dies politisch-militärische Element, das in Arnim immer wirksam blieb, fehlte Brentano gänzlich. In einem kleinen republikanischen Gemeinwesen geboren, in jüngeren Jahren

¹ Achim v. Arnim und Klemens Brentano, Stuttgart 1894.

aus dem heimatischen Boden herausgehoben und weit umhergeworfen, kannte er nicht das Gefühl eines großen, alle Bürger verpflichtenden Vaterlandes. Politik war ihm gleichgültig, Militär verächtlich; dem französischen Wesen hatte ihn der Gang seiner Erziehung eher nahe als fern gestellt. Trotzdem fühlte Klemens den fremden Druck, der auf Deutschland lastete. Aber während Arnim immer das allgemeine Unglück im Auge hielt, nahm Brentano sich nur das den einzelnen treffende Ungemach zu Herzen. Der Gedanke, daß Arnim selbst das Leben für die Freiheit seines Vaterlandes hingeben könnte, war ihm unsaßbar und schrecklich. Bekümmert sah Klemens im Dezember 1805 den Freund in die preussische Heimat scheiden.“

Im Fortgang dieser Studie dürfte es sich zeigen, daß selbst Arnim bei all seiner glühenden Vaterlandsiebe nicht viel mehr von einem Soldaten in sich hatte als der gänzlich unmilitärische Brentano. Auch das Urteil Steigs über Klemens wird in einigen Punkten eine leichte Korrektur erfahren. Wichtig dagegen ist, daß Arnim stets und konsequent den deutschen Standpunkt gegenüber der aufgezwungenen Fremdherrschaft vertrat und daß er hierin an seinem phantasie-reicheren Freunde erst nach und nach einen überzeugten Gesinnungsgenossen gewann. Noch im Sommer 1804 finden patriotische Herzensergüsse des märkischen Junkers bei Brentano wenig Anklang. Achim v. Arnim hatte mit seinem Bruder Karl eine Reise durch die Schweiz, durch Frankreich und England gemacht. Im Mai 1804 entschlossen sich die Brüder zur Heimkehr. Achim, dem es in England ganz und gar nicht gefiel, schrieb damals nach Hause: „Wir erwarten nur Geld, und diese Welt liegt hinter uns. Was sonst das Latein war, das ist jetzt das Geld geworden, man kommt damit durch die ganze Welt. Der Mensch gilt hier wie eine Kanone, wieviel Pfund er verschießen kann. Wie will ich die deutsche Erde küssen, da gilt noch etwas anderes als Geld!“ Brentano scheint diese Stelle oder auch ähnliche an ihn gerichtete Äußerungen seines Freundes in Erinnerung zu haben, wenn er dem mittlerweile in England erkrankten Achim bald darauf von Marburg aus schreibt: „Ich gehe in zwei Monaten von hier weg, zuerst nach Frankfurt zu den Meinigen, um Bettinen Frau und Kind zu zeigen. Wohin dann? das weiß ich nicht, das muß ich von Dir erfahren. Was Du vom Vaterland und Dir sagst, muß sich zeigen; ich habe kein Vaterland.“

Selbst die Arbeit am „Wunderhorn“ betrachtete Klemens anfänglich lediglich unter einem harmlos poetischen Gesichtspunkte. Eine vaterländische Tendenz im engeren Sinne lag ihm fern. Doch der herrliche Stoff ließ sich auf die Dauer nicht ohne innige seelische Anteilnahme an den in den alten Volksgefängen niedergelegten großen und weiten heimatischen Ideen und Wünschen behandeln. Der rege Geistesverkehr mit Arnim konnte ebenfalls nicht ohne wachsenden Einfluß auf die eigene politische Betrachtungsweise bleiben. Gleichzeitig mußte der Vergleich der traurigen Gegenwart mit der ruhmreichen Vergangenheit des deutschen Volkes sich auch einem Brentano immer wieder aufdrängen. So erlangten diese schlichten, aber gehaltvollen Zeugnisse der Vorzeit allmählich für ihn eine mehr als bloß literarische Bedeutung: die Beschäftigung mit dem „Wunderhorn“ legte die Grundlage zu den eigenen späteren Schöpfungen des vaterländischen Dichters.

Der erste Band des Werkes erschien Ende 1805, zur Leipziger Michaelismesse, nach dem unglücklichen Krieg Österreichs gegen Napoleon. Bisher hatten die wenigsten unter den literarisch gebildeten Deutschen eine Ahnung gehabt von dem außerordentlich reichen poetischen Erbe, das in alten Volksbüchern und in der mündlichen Überlieferung der ländlichen Gegenden eine geistig hochbegüterte Vergangenheit den späten Nachkommen übermachte. Weil man sich selber arm glaubte, hatte man unter den verdemütigendsten Bedingungen immer und immer wieder Anleihen bei der Literatur des Auslandes gemacht und dabei viel Seichtes, Gefünsteltes, dem deutschen Volkscharakter Widersprechendes herübergenommen. Wo es sich aber um unstreitig bedeutende Werke ausländischer Geisteskultur handelte, wurden ihnen gegenüber die großen Geisteserzeugnisse der eigenen Vorzeit selbst von führenden deutschen Literaten nur mit äußerster Verachtung genannt. Beweis dafür ist unter anderem ein ungeschlächtes Wort des alten Voß, das Brentano um eben diese Zeit (September 1805) uns in einem Brief überliefert. Arnim hatte sich geäußert, die Nibelungen könnten dem deutschen Volke gewissermaßen das sein, was den Griechen Homer war. Voß geriet über diesen Ausspruch Arnims in große Wut und meinte, „das hieße einen Sauftall einem Palaste vergleichen“.

Das Erscheinen des „Wunderhorns“ wirkte befreiend. Angesichts dieser Fülle und Uner schöpfllichkeit von poetischen Schätzen des eigenen Volkes sahen auch die Zaghaftesten ein, daß die deutsche Literatur unwürdiger Anleihen bei den Geisteserzeugnissen fremder Völker nicht benötigte. Hochstehende Männer erkannten sofort den ungewöhnlichen Wert dieses Buches und nannten es eine patriotische Tat. Kein Geringerer als Freiherr v. Stein urteilte nach der Befreiung Deutschlands, daß sich am „Wunderhorn“ ein gut Teil jenes Feuers entzündet habe, das einige Jahre später die Franzosen verzehrte. Als Herausgeber zeichneten Arnim und Brentano in gleicher Weise, doch schrieb ersterer die Vorreden und Ankündigungen, in denen er mit bemerkenswertem Freimuth auf die nationale Bedeutung des Unternehmens hinwies. Die tüchtigste literarische Arbeit dagegen leistete unbestritten Brentano. Er verstand es, das Echte und Wertvolle aus der Masse des Gewöhnlichen und bloß Gemachten auszuwählen, auch selbst, wenn es die Notwendigkeit erheischte, den Volkston meisterhaft zu treffen. Ja er wagte sich nicht selten an die Neubearbeitung von lückenhaft erhaltenen, verstümmelten oder mit unechten Zutaten durchsetzten Liedern, die er mit wahrhaft genialer Feinfühligkeit wiederherstellte, so daß man heute die von ihm eingefügten Verse und Verseilchen nicht mehr von den zweifellos ursprünglichen Bestandteilen zu unterscheiden vermag. Arnim überzeugte sich schon während der Arbeit am „Wunderhorn“ von der überragenden Befähigung seines Freundes und dankte ihm wiederholt in Worten der feurigsten Anerkennung. „Du Wundertäter, der alle Karitäten der Welt mir zusammenzaubert“, redet er ihn in einem Briefe vom 27. Februar 1805 an und gesteht unumwunden ein: „Nicht ohne Dich und mit keinem andern als mit Dir möchte ich das Volksliederbuch herausgeben.“ So bleibt denn Brentanos Name mit einem literarischen Unternehmen aufs engste verknüpft, das in Deutschlands schwerster Zeit wie kein zweites die vaterländischen Interessen förderte.

Im Sommer des Jahres 1806 rückte die Gefahr des Krieges zwischen Preußen und Napoleon näher und näher. Arnim sehnt als feuriger preußischer Patriot die Befreiung Deutschlands von der fremden Gewaltherrschaft zwar herbei, aber verschiedene Anzeichen lassen ihn sorgenvoll in die Zukunft blicken: der Mangel an Opfersinn für vaterländische Zwecke beim Volke, der Mangel an nötiger Vorbereitung von Seiten der Regierenden. Im August schreibt er über den letzteren Punkt an seinen Freund Klemens: „Nicht daß ich den Krieg überhaupt für unser Land fürchte, es muß sich zeigen, ob es Kraft, zu leben, hat, sonst fort, ausgewischt, fort mit uns — nur jetzt, in diesem blinden Zutrauen unserer Regierung auf Bonapartes wiederholte Versicherungen, die Armeen zerstreut! . . . Jetzt stehen wir allein, ganz verlassen, ohne Rücksicht; denn es geht auf Leben und Tod. Der aber den Morgenstern hält, wird uns nicht fallen lassen, oder er gibt uns einen Leichenmarsch, daß alle Völker mitweinen sollen zur letzten Ehre.“ Die Antwort Brentanos auf diesen patriotischen Klageruf seines Busenfreundes ist durchaus charakteristisch: „Lieber Bruder, wenn Du wüßtest, daß ich fühle wie Du — es ist wunderbar, Deine ganze Nation hat mir eine Ehre, weil Du Dich ihrer annimmst. Aber Du gehörst der Welt an, ein Herz kann nur sterben für den Staat, für die Welt ist Jesus gestorben; halte Dich um Gotteswillen frei vom Gräßlichen in Deinem Leben. Werde kein Soldat in einer Zeit, wo es keine gibt; bleibe der unsichtbaren Kirche der Kunst angehörig, damit ich nicht verliere, worum ich so unsäglich gern lebe, Dein Dasein. Ich bin nicht feig, aber ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn Du Krieg gegen uns führst — Weib und Kind verlassen? Arnim, meine paar Heller fielen Deinen Feinden in die Kriegskasse, kein Untertan des (Rhein-) Bundes darf außer dem Bunde dienen. Du weißt nicht, wie es mich erschreckt, wärst Du Soldat; o sei keiner, der untergeht, keiner, der siegt: sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem elenden Streit um Hufen Landes.“ Schon einige Monate früher hatte er dem Freunde geschrieben: „Lieber Arnim, sei doch eine Minute eitel und bleibe ein Dichter.“ Solche Äußerungen Brentanos sind gewiß verständlich, wenn man bedenkt, daß der drohende Krieg naturgemäß die beiden aufs engste verbundenen Freunde zu politischen Gegnern machen mußte; aber einen opferfrohen, alle Hindernisse überwindenden Patriotismus verraten sie zunächst noch lange nicht.

Es kommt der Unglückstag von Jena und Auerstädt, der 14. Oktober 1806, und die Erniedrigung Preußens wird durch den Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) besiegelt. Der entscheidende Schlag bei Jena erfolgte unerwartet rasch. Arnim fand nicht einmal Zeit, seinen ursprünglichen Plan der Herausgabe eines Volksblattes, „Der Preuße“ genannt, auszuführen. Daß er sich zum Soldaten schlecht eignen würde, hatte übrigens der klardenkende märkische Edelmann selbst gefühlt. „Soldat, fürchtest Du, daß ich werden möchte? Es wäre freilich das einfachste, aber wahrscheinlich auch das nutzloseste bei meiner Unkenntnis und Ungewohnheit in tausend notwendigen Dingen“, antwortete er dem Freunde am 8. September 1806. Er hatte daher seine Feder in den Dienst des Vaterlandes gestellt und zunächst Kriegsklieder verfaßt, die er in Göttingen an die durchziehenden Truppen

Blüchers verteilte. Nach der Niederlage bei Jena war er mit dem Strom der Flüchtenden über Braunschweig und Berlin nach Königsberg gereist, von wo aus monatelang jegliche Verbindung mit Brentano abgeschnitten blieb. Klemens ward um diese Zeit von einem häuslichen Unglück heimgesucht, das ihn auf das tiefste niederdrückte: seine Gattin Sophie war am 31. Oktober 1806 in Heidelberg gestorben, als sie ihrem dritten Kinde das Leben schenkte. Brentano lebte wochenlang nur seinem Schmerze, und lediglich den freundschaftlichen Bemühungen des Ehepaares Joseph Görres verdankte er seine allmähliche seelische Genesung.

Erst um die Mitte 1807 wird der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden fortgesetzt. Arnim beschreibt seine traurigen Erlebnisse, hat sich aber bereits in die unvermeidliche Lage gefügt und bekundet wieder warmes Interesse an literarischen Fragen. Klemens berichtet ausführlich über den Tod seiner Frau. Vom deutschen Vaterlande ist geraume Zeit zwischen den beiden nicht mehr die Rede: einerseits war die Niederlage Preußens so vollständig, daß in absehbarer Zukunft eine nationale Erhebung ausgeschlossen schien, andererseits hatte Klemens schon im Sommer 1807, kaum dreiviertel Jahre nach dem Tode Sophies, die unglücklichste Entscheidung seines Lebens getroffen und sich mit der exzentrischen, siebzehnjährigen Auguste v. Busmann verheiratet. Dieser kaum begreifliche törichte Schritt raubte dem schon am Hochzeitstage bitter Enttäuschten auf Jahre hinaus alle Lebensfreude und ließ auch keine rechte Begeisterung für ideales Streben aufkommen.

Klemens lebte mit seiner neuen Frau in Cassel, der Residenz Jérôme Bonapartes, dessen tolles Treiben er einige Male in seinen Briefen an den Freund mit Unwillen schildert. In Cassel verkehrte er viel mit den beiden jugendlichen Germanisten Jakob und Wilhelm Grimm, die später bahnbrechend auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung wirkten. Der Umgang mit ihnen tat ihm wohl, regte ihn wieder zu dichterischem Schaffen an und lenkte sein Interesse von neuem auf die Erzeugnisse der vaterländischen Literatur. Ende 1807 und in der Folgezeit arbeitete Brentano trotz der unzähligen „Zammerkübel“, die ihm sein jugendliches Hauskreuz Auguste über den Kopf schüttete, wiederum tapfer an der Fortsetzung des „Wunderhorns“, dessen zweiter und dritter Band im Herbst 1808 erschienen.

Als dann 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrach, stand Arnim ganz selbstverständlich mit seinen Sympathien stramm auf seiten der Habsburger Monarchie. Klemens, der zu Beginn des großen Kampfes gerade in Landsküt weilt, war Zeuge der ersten Schlacht, die sich Mitte April in der Nähe der Stadt zwischen den Österreichern einerseits und den Bayern und Franzosen andererseits abspielte. Sein Bericht darüber wird der Bedeutung des weltgeschichtlichen Ereignisses nicht gerecht und zeugt, wenigstens anscheinend, von geringem Eifer und matter Begeisterung für die deutsche Sache, die doch damals von Österreich mit so höherem, wagemutigem Einsatz vertreten wurde. Brentano ergeht sich vielmehr in sarkastischen Wendungen über den schlechten Zustand der österreichischen Truppen, über die unvorteilhafte Ausführung einzelner Offiziere und namentlich über die tragikomische Figur, die seiner Meinung nach Friedrich

Schlegel als österreichischer Beamter spielte. Doch sind diese Äußerungen nicht allzu ernst zu nehmen. Es war Brentanos Eigenart, eine schmerzliche Enttäuschung durch Spott und Sarkasmus nach außen für sich selbst innerlich zu überwinden. Arnim stimmt in seiner Antwort (Ende Mai) zunächst einigen allgemeinen Beobachtungen des Freundes bei: „Sehr wahr ist's, daß dir die menschlichen Kriegsmassen gegen das freie Feld und gegen den heitern Himmel klein vorkommen. Ich habe dasselbe Gefühl gehabt bei dem Anblicke der aufmarschirten russischen Armee: es war wie einige Abzugsgräben auf einem großen Wiesenbruche. In diesem Kleinlichen eben lag mir ein großer Trost und eine große Zuversicht: da soviel nicht im Kriege ist, so kann nicht alles untergehen, wenn es auch darunter leidet.“ Dann aber schildert er mit sichtlich ergriffener Stimme die Erhebung des preussischen Majors v. Schill gegen die Franzosen, die er um diese Zeit auch in einem längeren Gedichte verherrlichte.

Vom September 1809 an waren Arnim und Brentano längere Zeit zusammen in Berlin und beschäftigten sich im besten Einvernehmen erneut mit Sammeln von alten Volksliedern, Gedichten und sonstigen literarischen Denkmälern der großen deutschen Vergangenheit. Klemens spielte in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt, besonders in den Zusammenkünften der „Viedertafel“ — einer Vereinigung von ersten Künstlern und Literaten — durch sein geistprühendes Wesen und seine dichterischen Rezitationen bald eine Rolle, so daß er die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf sich zog. Als am 15. Oktober 1810 die neuerrichtete Universität eingeweiht werden sollte, erging an ihn von verantwortlicher Stelle die Bitte, das große Ereignis in einer Festkantate zu feiern. Brentano sagte zu und entledigte sich dieser gerade in der traurigen Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands gewiß nicht leichten Aufgabe mit außerordentlichem Geschick. Die herrliche Dichtung zeigt uns ihren Verfasser auf der vollen Höhe. Sie ist ein bleibendes Denkmal seines gewaltigen poetischen Könnens, aber auch seiner treu vaterländischen Gesinnung. In der Vertonung durch den berühmten Musiker Johann Friedrich Reichardt bildet sie heute eine glänzende poetische Gründungsurkunde, wie kaum eine andere Universität sich einer ähnlichen rühmen darf.

Der volle Titel heißt: „Kantate auf die Einweihung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810, komponiert von Reichardt“ (Berlin 1810, Hitzig). In erhabenen Strophen besingt der Chor der Vorsteher den Urquell aller Erkenntnis, Gott; dann das Vorbild aller Lehrer, Christus, der die Wahrheit seiner Worte mit dem Tode besiegelte. Der Chor der Lehrer aber schwört vor dem allwissenden Gotte, nur der Wahrheit dienen zu wollen, während der Wechselchor der Gelehrten und Bürger dem Gründer der Hochschule, Friedrich Wilhelm III., huldigt, ihm, dem „deutschen König“. Es ist bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit Brentano in dieser, vielleicht darf man sagen, vollendetsten seiner Dichtungen immer den deutschen Charakter der neuen Gründung betont und ihre Bedeutung für das große gemeinsame Vaterland hervorhebt, das doch damals nach der Meinung der Politiker nichts anderes mehr war als ein geographischer Begriff. Brentano sieht eben hier ein Werk entstehen, das bestimmt

ist, die gewaltigen im deutschen Volke noch erhaltenen Kräfte zu neuem Leben zu erwecken und ihnen Zielstrebigkeit und Mittelpunkt zu geben. Darum feiert er in herrlichen Versen drei charakteristische Eigenschaften dieses Volkes: kriegerische Kraft, Arbeitsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit:

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Flut der Bienen,
Und wissen deine Jungfrau'n klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren:

So weißt du herrlicher doch noch zu lehren;
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Auch die gewaltigen politischen Umwälzungen in Deutschland, die in der jüngsten Vergangenheit mit der alten Staatenbildung ausgeräumt haben, vermochten daran nichts zu ändern, ja der Sieger selbst zollte der deutschen Geistesarbeit seine Hochachtung und ließ ihre Werke unangetastet. So faßt denn der Allgemeine Chor sein Urtheil über Deutschlands Größe in die Worte zusammen, die man als den patriotischen Höhepunkt der schwungvollen Kantate bezeichnen darf:

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Die großartige Dichtung, von der hier nur die einleitenden Grundgedanken skizziert wurden, müßte genügen, um Brentano für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den vaterländischen Dichtern zu sichern.

Fast gleichzeitig verfaßte Klemens die ebenfalls viel bewunderte Trauerkantate auf die am 19. Juli 1810 verstorbene Königin Luise. Deutlich zeigt sich auch hier das wachsende Interesse, das der Frankfurter Dichter an den Geschicken Preußens, dieses zwar geschwächten, aber trotz seiner Niederlage festgefügteten Staates, nahm, von dem die meisten deutschen Patrioten damals eine Erneuerung des völkischen Geistes und die endliche Befreiung des gemeinsamen großen Vaterlandes mit Sehnsucht erwarteten. In dieser Kantate Brentanos treten indes die vaterländischen Gesichtspunkte gegenüber der rein menschlichen Anteilnahme stark zurück.

Im Frühling 1813 beginnt die machtvolle Erhebung Preußens gegen den russischen Eroberer. Jetzt führt Arnim endlich einen schon öfters erwogenen Plan aus: er tritt in die Armee ein. Allerdings fühlt er sich zu alt und für das

eigentliche Kriegshandwerk zu ungeeignet, um mit den begeisterten flaubmächtigen Kriegsfreiwilligen ins Feld zu ziehen. Ein echter Soldat steckte in ihm nun einmal nicht. Aber er schließt sich wenigstens dem Landsturm an und bestimmt den Ertrag aus einem Band dramatischer Erzeugnisse zur Anschaffung von Kanonen für das siebte Bataillon, dem er als Vizechef zugeteilt ist. Doch schon im Juli 1813 hob eine königliche Verordnung den Landsturm in den Städten wieder auf. Bitter enttäuscht wendet sich Arnim in einer freimütigen Beschwerdenschrift an die Regierung, dient indes, da seine Vorstellungen ohne Erfolg bleiben, fortan wieder mit seiner Feder in uneigennütziger Weise dem heißgeliebten Vaterlande. Er übernimmt die Schriftleitung der Preussischen Korrespondenz, einer Art Kriegszeitung von entschiedener patriotischer Färbung, an der unter andern auch Arndt, Niebuhr, Schleiermacher zeitweilig als Redakteure oder als Mitarbeiter tätig sind.

Brentano befand sich zu Beginn der Freiheitskriege noch in Prag, wohin er sich von dem böhmischen Landgut seiner Familie zu geistiger Erfrischung geflüchtet hatte. Später vertauschte er Prag mit Wien. Klemens will jetzt seinen Freund nicht mehr vom Kriege zurückhalten, im Gegenteil, er ist stolz auf seinen tapfern Schwager und schreibt ihm am 5. Juli: „Bester Armin! Wie ewig, wie immer, habe ich in allen Zeiten der Not an Dich gedacht. Wie beneidete ich Deine Landsturmkompagnie, wie gerne wäre ich drunter gewesen! Schwere können die Sorgen der Schlacht (bei Bügen) nicht auf Euch gelegen haben als auf mir. Wie glücklich ist Dein Vaterland in seinem Herzen! Du kannst triumphieren.“ Arnim, durch die Auflösung seines geliebten Landsturms offenbar verstimmt, antwortete am 3. August etwas ungnädig: „Hättest Du Dich so sehr danach gesehnt, in meiner Kompagnie zu dienen, so hättest Du so leicht hierher wie nach Wien kommen können, jetzt ist's zu spät. Ich war schon Vize-Bataillons-Chef, als der Landsturm der Städte aufgelöst ward: demnach bin ich nach vieler verlorener Zeit wieder auf die Poesie reduziert.“

Den Vorwurf, der aus dem Briefe Arnims spricht, widerlegt Brentano durch die Tat, indem er sich jetzt mit wachsendem Eifer und erkennbarem Erfolg der nationalen Sache widmet. Er fühlte nun selbst das Bedürfnis, sich mit einem so hochherzigen Vorkämpfer der deutschen Unabhängigkeitsbewegung wie Friedrich v. Schlegel auszusöhnen. Durch Arnims Vermittlung kommt zunächst eine Annäherung der beiden bisherigen Gegner zustande. Zwar drückt sich Klemens in seinen Briefen in dieser Zeit noch einige Male hart, mürrisch und offensichtlich ungerecht über manche führende Persönlichkeiten in Österreich aus, tadelt ihre vermeintliche oder wirkliche Saumseligkeit, den Mangel an Initiative, die allzu große Gutmütigkeit. Wer jedoch das impulsiv Naturell des Dichters kennt, der weiß, daß auch hier wieder, wie so oft in seinem Leben, der Schmerz über den langsamen Fortgang der nationalen Sache dem sarkastisch veranlagten Verfasser die Feder führte. Die vielen Übertreibungen, Verallgemeinerungen und bequemen Verdikte berichtigen sich daher für den objektiven Beurteiler von selbst. Es ärgerte ihn besonders, daß Österreich so lange in einer abwartenden Haltung gegenüber den weltgeschichtlichen Ereignissen beharrte und öffentliche Äußerungen

der vaterländischen Begeisterung ängstlich unterdrückte. In einem langen Brief von Ende August findet sich die Bemerkung: „Ich dichtete eine Menge ziemlich gelungene Kriegsklieder, die wegen der hiesigen sehr matten diplomatischen Lage nicht gedruckt werden können.“

Doch sollte auch für den eben jetzt wieder außerordentlich schaffensfreudigen Romantiker bald die Zeit kommen, wo er mit meisterhaften Dichtungen dem deutschen Vaterlande dienen konnte. Möchte diesen Schöpfungen seines Geistes damals nicht immer die gebührende Anerkennung zuteil werden, so haben doch einige von ihnen die Idee des Zusammenschlusses aller deutschen Stämme in den gebildeten Kreisen Oesterreichs wirksam gefördert, und alle dürften unter den literarischen Erzeugnissen der gewaltigen Befreiungskriege als bleibend wertvolle Denkmäler vor dem Richterstuhle der strengsten Kritik in Ehren bestehen.

Als die Nachricht von der Befreiung des Rheins nach Wien gelangte, wurde Brentano von dem Hoftheater gebeten, das Ereignis in einem vollstümlichen Festspiel zu feiern. Die erstaunliche Produktionskraft des Dichters bewährte sich bei dieser Gelegenheit wiederum glänzend. In wenigen Stunden schrieb Klemens ein reizendes Bühnenstück nieder, das zwar die Spuren rascher Arbeit deutlich an sich trägt, aber trotzdem auch heute noch literarischen Wert besitzt und damals die Erwartungen und Wünsche der Theaterdirektion vollkommen befriedigte. Es trägt den Titel „Am Rhein, am Rhein!“ und bewegt sich ganz auf dem allegorischen Gebiete, das dem Geschmaek unseres Romantikers am meisten entsprechen mochte. Die einzelnen deutschen Flüsse, deren anerkanntes Oberhaupt der alte Vater Rhein ist, treten teils als Krieger teils als Nymphen auf. Sie jubeln dem Rhein bei seinem Erwachen aus tiefem Schlummer zu, klagen ihm die unter der Fremdherrschaft ausgestandenen Leiden und preisen die Vaterlands-
liebe der Stämme, die an ihren Ufern wohnen. Charakteristisch sind insbesondere die Verse der Spree, der Isar, der Donau, die alle in gehobener, bilderreicher Sprache das Verdienst ihres Fürsten und Volkes im Kampfe für die gemeinsame Befreiung Deutschlands verkünden.

Spree.

— — — — —
 Allmächtig ist die Not, ist sie begeistert;
 Das Vaterland, der König ist uns heilig;
 Gebunden lag die Macht, doch unterm Herzen
 Borussia erwuchs ein stärkerer Geist:
 Die Wissenschaft, die Kunst und die Geschichte,
 Sie wurden Ammen unsres neuen Lebens!
 Das Kreuz, das durch die Eisenzeit wir trugen,
 Es war der Ehre Zielstern in der Schlacht;
 Des Eisenkreuzes Orden ward gestiftet
 Für alle Streiter dieses deutschen Krieges,
 Und wie erfreut sich Friedrich seines Volks!
 Gebildet ist das Heer vor allen Ständen;
 Es scheint der Sieg nur eine Sonne uns,
 Nach der der Höhe wie der Niedere ringt.

Nach der Jungfrauen selbst mit Sehnsucht blicken;
 Denn eine Sonne ist die Freiheit wohl,
 Die Gott auf alle Welten niederseht;
 So flieht ihr Wolken ewig denn vor ihr!

Anderer von den Flußgöttern und Nymphen sind noch verschüchtert und halten sich zaghaft im Hintergrund, so die Mosel und die mit verwirrttem Haar und in verwildertem Zustand erscheinende Elbe. Ihre Befreiung ist noch nicht vollendet. Von ausländischen Gewässern sind die Nawa, der Mälarsee (Schweden) und die Themse vertreten. Germania, die vom alten Kaiserstuhl bei Rense a. Rh. umgeben von den Herolden der Verbündeten und ihren eigenen Flußgöttern und Nymphen feierlich Besitz ergreift, erhält vom Vater Rhein den Becher der Eintracht wieder zurück, den das deutsche Volk durch unseligen Zwist verloren hatte. Der Chor singt mahnend:

O werfet ihn nimmer zum Schund uns hinab,
 Denn zweimal entstiegen ist keiner dem Grab!

Germania wirft dafür ihre Fesseln, die sie träumend nur getragen, in die Flut, während ferner Kanonendonner an den noch bevorstehenden Kampf mahnt:

Ich höre fern des Kriegsgeists Hämmer schlagen,
 Er schmiedet heftig an dem Sichelwagen,
 Der mitleidslos Geschlechter niederfährt;
 Doch aus den Drachenzähnen, die er ausgefä't,
 In deutschem Feld, erstehen meine Rächer. —

Zum Schluß erscheint der deutsche Adler in der Mitte des Himmels über Germanias Haupt und wird vom Chor der Nymphen als der Herold des endgültigen Sieges begrüßt.

„Am Rhein, am Rhein!“ ist ganz der Gelegenheit angepaßt, es ist durchaus Festspiel. Darin besteht seine Stärke, darin liegt seine Schwäche. Frisch, farbenprächtig, voll Anspielungen auf die einzelnen Kriegereignisse, mußte es damals bei der Aufführung die Zuhörer in hohem Grad befriedigen, begeistern und in eine gehobene patriotische Stimmung versetzen. Die Spuren der flüchtigen Abfassung verloren sich im günstigen Gesamteindruck. Heute, inmitten eines Völkerringens, das zwar jenem vor hundert Jahren im ganzen nicht unähnlich ist, bei dem sich aber die Parteigruppierungen der kämpfenden Staaten bedeutend verschoben haben, berührt das Stück gerade durch manche von den Stellen weniger sympathisch, denen es damals zu einem guten Teil seine große Anziehungskraft verdankte. Diese Tatsache läßt für uns auch die kompositionellen Mängel und manche Schönheitsfehlerchen deutlicher hervortreten, als dies zur Gewinnung eines unbefangenen Urteils vorteilhaft ist. An eine erfolgreiche Aufführung des Stückes wäre heute nur dann zu denken, wenn man sich entschließen könnte, an der Arbeit des genialen Verfassers bedeutende Streichungen vorzunehmen.

Weniger vom Charakter des aktuellen Festspiels, dafür um so mehr von den großen Eigenschaften eines echten Dramas besitzt die umfangreichste unter den

patriotischen Dichtungen Brentanos: „Victoria und ihre Geschwister mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel.“

Das Stück wurde in vier Wochen hingeworfen. Es entstand, wie Brentano in der Vorrede schreibt, „nebst vielen ernstern und manchen volkmäßigeren Zeitgedichten zu Wien im Jahre 1813 zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg“. Die damalige für Oesterreich nicht ganz geklärte politische Lage forderte vom Verfasser Takt und Vorsicht. Napoleon wird z. B. nie mit Namen genannt, es ist nur vom „Feind“ die Rede. Brentano mahnte um diese Zeit auch Freund Arnim in Betreff seiner Arbeiten für die Wiener Hofbühne: „daß Du in allem den Schwiegersohn (Napoleon) nicht berührst“.

Victoria, die alles überstrahlende Heldin des Dramas, ist ein kerndeutsches Mädchen im Kriegslager der Verbündeten, das unter dem Namen Anne als Marktenderin mit Gewandtheit, Freimut und Humor, wenn nötig auch mit imponierender Würde, ihres Amtes waltet. Sie stammt aus einer hohen Familie; denn ihr Vater heißt Curtius von Siegen, ihre Mutter Gloria, die beide unerkannt ihre Tochter beschützen. Die Geschwister der Victoria sind Siegmunt, ein Lützow'scher Jäger, Siegewalt, ein preußischer Jäger, und Eiserried, ein österreicherischer Wehrmann. Sie und Victoria entscheiden mit Hilfe ihrer halb mythisch gedachten Eltern den Krieg zu Gunsten der Verbündeten und lernen sich erst jetzt an ihren Waffen und Ringen als Geschwister kennen. Die Idee des Stückes wird gegen den Schluß hin in die Worte gekleidet:

Mut und Eifer und Gewalt
 Hieß das edle Volk der Griechen
 Brüder der Victoria!
 Und drum taufte auf Schloß Siegen
 Curtius und Gloria
 Ihre Kindlein in den Wiegen
 Siegmunt und Victoria,
 Siegewalte, Eiserried,
 Wie man's in den Ringen sieht!

Das Festspiel ist also im Grunde allegorisch gedacht, enthält aber eine Fülle von lebensvollen Momenten und Gestalten, darunter einige von derb realistischer Ausschattierung. In der deutschen Literatur steht das Drama in diesem kühnen Nebeneinander, oder soll man sagen, in dieser Verschmelzung des Bildlichen und Wirklichen, vielleicht einzig da. Die Soldatenzenen, die an ursprünglicher Kraft und dramatischer Wirkung den gelungensten Partien in „Wallensteins Lager“ kaum nachstehen, werden bei Brentano oft von den reinsten idealistischen Bildern abgelöst, und neben der edlen Mädchengestalt Annes weist das Stück eine Reihe von ganz anders gearteten, aber nicht weniger künstlerisch gestalteten Figuren auf. Die alte Marktenderin, ihr verlorener und wieder gefundener Mann Trommelklippel, vollends aber der Sohn des edlen Paares, der Kesselflicker, Ketrut und Bagabund Pippel sind schlechtthin markante Charakterköpfe. Pippel ist allerdings in einigen Zügen so ungeflämmt derb geraten, daß er eine dichterische Kopfwäsche wohl hätte brauchen können.

Ungewöhnlich reich ist das Festspiel an sangbaren, gehaltvollen Kriegskliedern, deren eines — wenn auch lange nicht das literarisch wertvollste — dem Kaufhold Lippel in den Mund gelegt wird. Scherz und Ironie werden überhaupt in diesem fröhlichen Drama vom Humoristen Brentano aus überschäumender Schale über Personen und Zeitverhältnisse ausgegossen, und manch eine Bemerkung erinnert sehr an bekannte Erscheinungen unseres heutigen Lebens in der aufregenden Zeit des Krieges. Unwillkürlich denken wir z. B. an gewisse heitere Situationen, die auch bei uns der löbliche Kampf gegen die Ausländerei auf allen Gebieten da und dort heraufbeschwörte, wenn wir Freund Lippel den guten Vorfaß äußern hören:

Mit dem Schulmeister in Vereinigung
 Seg' ich mich auf Sprachreinigung,
 Ich werd' den deutschen Sprachstall fegen,
 Sag statt Manfari: Meinetwegen!

Lippels zimperliche Verlobte Nannerl möchte hinter ihrem Geliebten nicht zurückbleiben und arbeitet in ihrer Weise für die Ausbreitung des Deutschtums:

Bei mir ist auch schon viel bestellt,
 Ich leb von lauter Stuartzkragen,
 Ein altdeutsch Rad will jede schlagen
 Gleich einem zorn'gen welschen Hahn,
 Und rings noch got'sche Schnörkel dran!

— — — — —
 Altdeutsche Kartoffeln in den Hofgarten
 Tut mein Papa aus Paris erwarten,
 Altdeutsche Moden krieg' ich mit
 Nach einem ganz modernen Schnitt.

Dem alten Schulmeister dagegen ist im Siegesjubel der gesunde Menschenverstand nicht verloren gegangen. Er hält den jungen Leuten eine kräftige Standrede:

Ich seh' an euch, es bleibt die Welt beim alten,
 Der Blutgedüngte Grund treibt euch ins Kraut,
 Ihr bergt die dünnen Stellen in die Falten
 Und tuet dick mit dem, wovor mir graut!
 Ich däch': „Wer nur den lieben Gott läßt walten“,
 Das wär' ein deutsch'res Lied für eine arme Braut!
 Doch mag verderben, was nicht ist zu halten!
 Kommt Kindlein her, für euch nur ward gefiegt,
 Ihr werdet ernten, was im Saatkorn liegt!

Die Kriegswaisen ziehen nun über die Bühne und bringen mit ihrem ergreifenden Chorlied auf die Caritas, die edle Frau und gütige Waisenuutter, das farbenreiche klingende Festspiel zu einem freundlichen Abschluß.

Aufgeführt wurde das Stück schließlich doch nicht. Im Druck erschien es erst 1817, als die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege sich bei einem großen Teil des Volkes längst verflüchtigt hatte. Dem Dichter selbst brachte daher sein Werk mehr Ärger und Enttäuschung als Anerkennung und klingenden

Erfolg. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß dieses Nebeneinander von idealen Bildern und wichtigsten Naturscenen, dann die unnötige Breite mancher Nebenpartien, besonders aber das bei Brentano so beliebte Fangballspielen mit Worten, Sprüchen und allegorischen Begriffen, wie Mut, Eifer, Sieg, Gewalt, den literarischen und bühnentechnischen Wert der Dichtung beeinträchtigen. Trotz dieser kleinen Mängel und trotz des äußeren Mißerfolges bleibt jedoch das Festspiel eine künstlerische Leistung, die sowohl von der ungewöhnlichen Produktionskraft wie von der kerndeutschen Auffassung ihres Schöpfers zeugt.

„Victoria“ enthält eine ganze Reihe von prächtigen Liedern und Sprüchen, die auch außerhalb eines Festspiels ihren Wert behalten. Selbstverständlich sind vor allem die eigentlichen Soldatenlieder vertreten. Da singt der Wachtmeister und mit ihm die ganze Korona von bunt zusammengewürfelten Soldaten der Verbündeten:

Wer den Krieg will, soll ihn haben!
Friede haben wir geboten,
Doch den bösen gord'schen Knoten
Hat die Arglist so verschlungen,
Daß kein Bösen uns gelungen! usw.

Das Lied könnte auch heute wieder von deutschen und österreichischen Soldaten bei geringen Abänderungen mit der Kraft der Überzeugung gesungen werden.

Überaus wirkungsvoll mußte sich auf der Bühne das brausende „Sturmlied“ im Chorgesang ausnehmen, das von Brentano mit der Parenthesenbemerkung versehen wird: „Der Korporal beginnt allein, bei jedem Vers fallen mehrere ein, bis zuletzt alle immer lauter mitsprechen oder mitsingen und die Stimmen zur höchsten Gewalt wachsen; bei dem Schlußworte ‚Gloria‘ fallen Pauken und Trompeten mit einem Tusch ein, und alles bricht plötzlich ab.“ Die beiden Schlußstrophen lauten:

Hand sich reichen, über Reichen aufwärts steigen,
Laß der Bundesfahnen Zeichen
Auf der deutschen Höh' hinreichen!

Nun Hurrah, Recht geschah, Feind war da,
Wer ihm recht ins Auge sah,
Rufet frei: „Victoria!
Deo in excelsis gloria!“

Männlich stark und gehaltvoll ist der Kriegsgesang vom Kaiser Franz, der mit der Aufforderung schließt:

Nun drauf und dran für unsern Franz!
Ihr Völker hebt das Joß,
Schon sinkt der falschen Götzen Glanz,
Der alte Gott lebt noch!

Durch ihn und dich ward wahr, o Franz!
Was Östreich will, das kann's.
Dies ist das Lied des Landwehrmanns,
Ein deutscher Sinn erfann's!

Das ungarische Husarenlied dagegen mag dank der eingestreuten lateinischen und ungarischen Brocken durchaus charakteristisch sein, ästhetisch befriedigt es weniger. — Um so trefflicher gelungen ist das bekannte „Es leben die Soldaten“, das die Stimmung von Berufssoldaten in geradezu klassischer Kürze wiedergibt und in den Rahmen einer Lager Szene sich vorzüglich einfügt. Man muß staunen, mit welcher Virtuosität Brentano, der gänzlich unkriegerrische Idealist, sich hier in den Ideentkreis von derben Soldatennaturen hineingelebt hat. Jeder Vers ist hier ein Treffer:

Wer fällt, der bleibet liegen,
 Wer steht, der kann noch fliegen,
 Wer übrig bleibt, hat Recht,
 Wer fortläuft, der ist schlecht!

Neben den Soldatenliedern weist das Festspiel einige Gesänge auf, die für die Frauen- und Kinderrollen bestimmt waren und in ihrer Art zum Besten gehören, was Brentano im kleinen lyrischen Gedicht und im Chorgesang geschaffen hat. Da sind zunächst die schwungvollen Verse, denen der Verfasser die Aufschrift gibt „Theodor Körner an Victoria“. Sie werden von Anne auf der Bühne vorgelesen. Der Nachdruck liegt auf der Strophe:

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur sein
 Mit meines Deutschlands deutscher Kunst und Art,
 Und setzte deutsch mein deutsches Leben ein,
 Gleich deutschen Dichtern auf der Ritterfahrt!
 Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
 Der kann nicht frei sein, der dem Tod erbebt!

Noch ergreifender als das Los eines sterbenden Helden weiß Brentano das Geschick der armen Kriegswaisen dichterisch darzustellen, jener unschuldigen Kleinen, die in ihren Chorgesängen und im ganzen Auftreten ungemein packend die äußerste Armut mit glücklicher Sorglosigkeit widerspiegeln. Der Grundgedanke, daß Gott sich dieser Kinder annimmt, wie er ja auch für die Lilien des Feldes sorgt, umgibt die Kriegswaisen auf der Bühne mit einer Atmosphäre makelloser Anmut und Schönheit:

Caritas, Caritas!
 O du gute, milde Frau!
 Ohne Trost uns nicht entlaß.
 Milie spinnt nicht, und hat Tau,
 Kabe säet nicht, und hat Futter,
 O du fromme Waisenuutter!
 Caritas! Caritas!

Nicht weniger tief empfunden scheint das Lied zu sein, das im Festspiel von Frauen gesungen wird, während sie für die Soldaten Charpie zupfen. Von Christian Brentano wurde es später mit manchen andern Gesängen aus der „Victoria“ im zweiten Bande der Gesammelten Schriften unter den vaterländischen Gedichten veröffentlicht und trägt dort den Titel: „Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind“. Es ist schwer zu sagen, was hier mehr Bewunderung verdient, die meisterhafte musikalische Form, die das Rauschen der Wogen, den

Hammerschlag des Bergmanns, aber auch das frohe Trillern der Berge mit dem bängen und freudigen Pochen des Herzens in Beziehung bringt oder das innige Mitgefühl des Verfassers mit den schweren seelischen Leiden der Kriegsangehörigen, das in dem christlichen Gedanken der Ergebung und des Gottvertrauens harmonisch ausklingt. Das anscheinend heute kaum noch bekannte Lied mag hier als Probe von Brentanos patriotischer Lyrik unverkürzt folgen:

Wenn es stürmet auf den Wogen,
Strickt die Schifferin zu Haus,
Doch ihr Herz ist hingezogen
Auf die wilde See hinaus.
Bei jeder Welle, die brandet
Schäumend an Ufers Rand,
Denkt sie: er strandet, er strandet, er strandet,
Er kehret mir nimmer zum Land!

Bei des Donners wildem Toben
Spinnt die Schäferin zu Haus,
Doch ihr Herz, das schwebet oben
In des Wetters wildem Saus.
Bei jedem Strahle, der klirrt
Schmetternd durch Donners Groll,
Denkt sie: mein Hirte, mein Hirte, mein Hirte
Mir nimmermehr kehren soll!

Wenn es in dem Abgrund bebet,
Sieht des Bergmanns Weib zu Haus,
Doch ihr treues Herz, das schwebet
In des Schächtes dunklem Graus.
Bei jedem Stoße, der rüttet,
Hallend im wankenden Schacht,
Denkt sie: verschüttet, verschüttet, verschüttet
Ist mein Knapp' in der Erde Nacht!

Wenn die Feldschlacht tost und klirret,
Sieht des Kriegers Weib zu Haus,
Doch ihr hanges Herz, das irret
Durch der Feldschlacht wild Gebraus.
Bei jedem Schlag, jedem Hallen
Der Stücke an Berges Wand,
Denkt sie: gefallen, gefallen, gefallen
Ist mein Held nun fürs Vaterland!

Aber fern schon über die Berge
Ziehen die Wetter, der Donner verhallt,
Hör, wie der trunkenen, jubelnden Berge
Tireli, Tireli siegreich erschallt.
Raben zieht weiter! — Himmel wird heiter,
Dringe mir, bringe mir — Sonne, hervor,
Über die Berge, — jubelnde Berge,
Singe mir, singe mir — Wonne in's Ohr!

Mit Cypreß und Lorbeer kränzet
 Sieg das freudig ernste Haupt.
 Herr! wenn er mir niederglänzet
 Mit dem Trauergrün umlaubt!
 Dann, sternlose Nacht, sei willkommen,
 Der Herr hat gegeben den Stern,
 Der Herr hat genommen, genommen genommen,
 Gelobt sei der Wille des Herrn!

Kriegslieder, die nicht bereits in die „Victoria“ aufgenommen sind, besitzen wir von Brentano nicht viele. Sie zeigen aber nach Form und Inhalt Verschiedenheiten, so daß man sich versucht fühlen könnte, sie mehreren Verfassern zuzuschreiben, stände nicht die Autorschaft Brentanos außer Zweifel.

Reck und herausfordernd klingt „Das Lied vom Korporal“. Echte Soldatenpoesie mit manch einem scharfen Hieb auf den Feind und gelegentlich auch mit einem derben Witzwort. Das Gedicht feiert Napoleons Abdankung und bringt bei diesem Anlaß dem alten Soldatenliebbling Blücher begeisterte Huldigungen dar. Napoleon, „der kleine Korporal“, kommt hier herzlich schlecht weg. Die Sticheleien auf die Franzosen und ihren Führer liegen nicht nur in den sachlichen Vorwürfen, sondern ebenso in der Form, vor allem in dem häufigen Gebrauch der Bezeichnung Korporal.

Herr Blücher klopft sie wieder aus,
 Dann rufen sie: Pardon!
 Und ziehen aus Paris hinaus
 Mit Kapitulation.
 Vor allen, vor allen
 Zog ab der Korporal, ja, ja,
 Zog ab der Korporal!
 Er ging zuerst nach Chartres,
 Gott geb' ihm tausend Marter!
 Sie ziehn jenseits der Loire,
 Acht Tag' ist ihre Zeit,
 Dort ist jetzt keine Ware,
 So wohlfeil als der Eid.

Die Vorliebe Brentanos für Blücher ist überhaupt bemerkenswert. Fast in allen seinen Soldatenliedern spielt der alte „Marschall Vorwärts“ eine recht bemerkenswerte, dabei immer vorteilhafte Rolle. Eines der Gedichte trägt den Namen des Helden als Titel und ist nach der Melodie „Heil dir im Siegerfranz“ verfaßt. Ein anderes heißt „La Belle Alliance“. Es schildert die Begegnung Blüchers mit Wellington bei Waterloo und übertrifft an soldatischer Derbheit selbst das „Lied vom Korporal“ noch um ein Erkleckliches. Ob der Dichter hier und anderswo einfach die allgemeine Stimmung in Deutschland zum Ausdruck bringen wollte oder ob er selbst sich zu der Kraftfigur des alten Haudegens hingezogen fühlte, läßt sich schwer beurteilen; eine seelische Verwandtschaft zwischen dem kriegerischen Draufgängertum seines Helden und der eigenen

Ästhetennatur Brentanos war wohl nicht vorhanden. Daher wirken auch Gedichte wie das dialektisch gefärbte „Tiroler Wetter und Barometer beim Aufstand gegen die Franzosen“ doch echter und frischer. Denn hier hat sich Brentano mit gewohnter Meisterschaft in die Gesinnung und die ganze Denkart eines Volkes hineingelebt, das ihm von Jugend auf sympathisch war und dessen bewusste Abneigung gegen allen Zwang er persönlich durchaus teilte:

Wir haben unsre Sachen
Auf Treueheit gestellt,
Wir duzen den Herrgott,
Und Kaiser und d'Welt,

Wir tragen's Gewandel,
Wir tragen den Hut
Schon viel hundert Jahr lang,
Und sie halten sich gut.

Selbst der schwungvolle und noch heute ziemlich bekannte Kriegsrundgesang „Rheinübergang“, der als Flugblatt zum Besten der Armen erschien und die denkwürdigen Ereignisse der Neujahrsnacht 1814 feiert, trägt dagegen an einigen Stellen die Spuren einer mehr konventionellen als dichterisch echten Begeisterung. Man denke nur an das überschwengliche Lob, das hier Wellington gespendet wird, obwohl er mit dem Rheinübergang als solchem wenig zu tun hatte:

Nimmer auf des Herkuls Säulen
Bauet sich ein fremder Thron,
Vor Sibraltars Fels, dem steilen,
Steht der David, Wellington.

Hoch schon auf den Pyrenäen
Sucht er feiner Schleuder Stein,
Und kein Riese bleibt ihm stehen,
Scheinet gleich der Segner klein.

Der gleichfalls um diese Zeit verfaßte „Ausruf“ mahnt eindringlich, daß man im Lager der Verbündeten über alle gegenseitigen Beschwerden und Zwistigkeiten hinwegsehen möge, dafür um so mehr sich an das vom gemeinsamen Feind erlittene Unrecht erinnern solle, der auch die annehmbarsten Friedensvorschläge verächtlich abgelehnt habe.

Das Festgedicht für die Berliner Turner am zweiten Jahrestage der Leipziger Schlacht leitet wirkungsvoll mit den Versen ein:

Die Büge schwand vor Gottes Schwert dahin,
Erfüllet war das Maß von seinem Zorn.

Doch auch hier wünschte man statt der allzu getragenen, für Brentano nicht ganz natürlichen Sprache mehr Eigenart und individuelle Färbung.

Was wir im „Ausruf“ vermissen, finden wir um so reichlicher in der merkwürdigen größeren Dichtung „Vom großen Kurfürsten“ vertreten, die den Untertitel trägt: „Gesicht eines alten Soldaten in Berlin vor der Wiederherstellung des preussischen

Staates am 14. Oktober". Ein alter, härbeißiger Sergeant ist am Fuße der Reiterstatue des Großen Kurfürsten eingeschlafen. Im Traume gesellt sich zu ihm ein seltsamer, aus klaffender Brustwunde blutender Jüngling, der ihn zu allen historischen Denkmälern der Residenzstadt hinführt, dessen Anblick aber allenthalben Schrecken und Jammer verbreitet. Die Unglücksgestalt gibt sich schließlich zu erkennen: es ist der 14. Oktober, d. h. die Erinnerung an Jena. Brentano wollte hier bei der Wiederherstellung Preußens den enthusiastischen Patrioten die einseitige tiefe Erniedrigung des Königreichs ins Gedächtnis zurückrufen und so die neue Generation vor den Mißgriffen der früheren, in falscher Sicherheit erschlafften warnen.

Seine innerste Seele enthüllt jedoch der Dichter in dem poetischen Nachruf an Christian Grafen zu Stolberg, Sohn des berühmten Konvertiten Friedrich Leopold zu Stolberg. Graf Christian hatte in der Schlacht bei Waterloo den 19. Juni 1815 als preußischer Freiwilliger den Heldentod gefunden. Brentanos warm empfundene Elegie ist nicht nur der Ausdruck des edelsten Freundeschmerzes, sie gibt auch die Stimmung des deutschen Volkes angesichts der gewaltigen Blutopfer wieder, die das nunmehr glücklich beendete gigantische Ringen von allen Ständen und Klassen der Bevölkerung gefordert hatte. Diese Erwartungen und Wünsche kleidet der Dichter in die freimüthigen Worte:

Es stirbt durch Rosses Hufen
Kein Hälmelein in dem Feld,
Daß, der den Reiter gerufen,
Nicht werde drum in das Gericht gestellt.

Die Saaten sollt ihr hüten,
Die frommes Blut getränkt,
Dem Vaterland vergüten
Das Leben, das der Opfernde ihm geschenkt.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Mut,
Daß den Gerechten allen
Sein freies deutsches Leben komm' zu gut.

Dies ist der letzte Willen
Bei jedes Helben Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das tut euch, Fürsten, und dir, Deutschland, not.

Mit seines Vaters Segen,
Und mit dem Ruß der Braut,
Und mit dem deutschen Degen
Hat seinen Schatz er Gott vertraut.

Der hat ihn hingenommen
Aus dieser wilden Welt,
Den starken, reinen, frommen,
Dort bessern Kampfes Siegern zugesellt.

So ihr den Sieg nicht ehret,
Den solches Blut erkaufet,
So ihr zum Bösen kehret
Den Sieg, der solcher Unschuld Blut getauft,

Dann sterbt, für Volkes Laten
Die ihr ein Wappen tragt,
Den Tod der Diplomaten,
Die um verhaltenen Lohn solch Blut anklagt.

O Gott im Himmelreiche,
Erleuchte unsre Herrn,
Daß unsere Ernte gleiche
Der Saat, dann fielen unsre Sieben gern!

Die Hoffnungen des deutschen Volkes, denen Brentano hier so energischen Ausdruck verlieh, gingen nach dem Sturze Napoleons nur zum Teil in Erfüllung. Das tatsächlich Erreichte schien der ungeheuern Opfer nicht wert, die man im Dienste des Vaterlandes bereitwillig gebracht hatte. Schmerzlich enttäuscht zogen sich manche vaterländisch gesinnte Männer aus der Öffentlichkeit zurück. Auch bei Klemens verstummte der patriotische Sang. Wohl sind viele seiner späteren Schriften gemeinnützigen Zielen gewidmet, doch die kriegerischen Saiten seiner klangvollen Harfe hat er nach den großen Tagen des deutschen Befreiungskampfes nicht mehr berührt.

Mois Stodmann S. J.